

Kleine Museumspädagogik

Erhard Taverna



«Dunkle Orte mit verschiedenen Sachen drin.»
(jugendliche Nichtbesucher)

Drôle de Pensée, einen Gedankenscherz, nannte Gottfried Wilhelm Leibniz seine 1675 veröffentlichten Ideen zu «einer neuen Art von Repräsentationen». Der Mathematiker, Maschinenbauer, Geologe und Philosoph war zeitlebens vom Bildmedium, von Schauspielen und Experimenten fasziniert. Als Museumspädagoge der ersten Stunde entwarf er, gleichsam zum Spass, seine Utopie eines «Theaters der Kunst und Natur». Er dachte an die Laterna magica, an künstliche Meteoriten, Feuerwerke, Wasserspiele und optische Wunder. Er zielte auf einen künstlichen Kosmos «kleiner Perzeptionen», der die dem Betrachter immanenten Denkbewegungen aus dieser äusseren, sinnlichen Sphäre stimulieren sollte. Dazu war ihm jedes Mittel recht, alles, was ihm auf seinen Reisen begegnet war: Tiermanegen, Kriegsspiele, anatomische Präparate, Raritätenkabinette, Clowns, Herbarien, Pferderennautomaten, Sportakademien, selbst Verlosungen und Glücksspiele. Er träumte von einem Spielpalast: «Denn man muss die Menschen auf den Leim gehen lassen, muss von ihrer Schwäche profitieren und sie täuschen, um sie zu heilen. Es gibt nichts bes-

seres, als sich ihrer Manien zu bedienen, um sie zur Weisheit zu führen. Dies bedeutet wahrhaftig, dem Süssen das Nützliche beizumischen und aus dem Gift eine Arznei zu machen.» Leibniz sieht in Modellen und Zeichnungen die «architektonischen Proben» eines verkleinerten Universums, mit denen die Ausstellungsbesucher als «kleine Götter den grossen Architekten des Weltalls» nachahmen, «obgleich das nur durch Anwendung der Körper und ihrer Gesetze geschieht.»

1968 stellt der Physiker Frank Oppenheimer fest, dass erstaunlich wenig Menschen wissenschaftliche und technische Vorgänge verstehen würden, obwohl das tägliche Leben von ihnen durchdrungen sei. Er sieht einen wachsenden Bedarf für ein Umfeld, «in dem sich die Leute im Detail mit Naturwissenschaft und Technik auseinandersetzen können und durch Betätigung von laborähnlichen Aufbauten oder Mechanismen und durch Beobachten ihres Verhaltens ein erstes Verständnis gewinnen». Seine Überlegungen haben vor allem in den USA eine Experimentier- oder Erfahrungspädagogik in neuartigen Erkundungszentren, sogenannten «Science Centers», vorangetrieben. Beispielhaft verwirklicht in den «Smithsonian Institutes» in Washington DC oder im «Exploratorium» von San Francisco, das später dem Technorama in Winterthur als Vorbild diente.

Leibniz war in vielem ein Vordenker. Er hat die formale Logik und das digitale Rechnen entwickelt, ohne dabei das Anschaulich-Sinnliche aus den Augen zu verlieren. Er glaubte an den «Glanz des Zeigens» und wollte den Menschen über die Objekte das Sehen beibringen, wie das Mikroskop zu seiner Zeit neue Dimensionen erschloss.

Das Technorama in Winterthur, als einziges «Science Center» in der Schweiz, will gemäss eigenem Programm die Welt in angstfreier, ideologiefreier Atmosphäre begreifen helfen und komplexe Zusammenhänge in Probiestationen überschaubar machen. Die Besucher sollen den Phänomenen auf die Spur kommen und aus Spass sich aufs Lernen einlassen. Aufklärung und Transparenz sollen interaktiv die Jungen zum Wissen verführen. «Hands on – brains on» ist die Devise der zahlreichen Experimente, ergänzt durch Sonderausstellungen, aktuell «Mein Gott,

Einstein». Unverändert gilt bis heute der rational-aufklärerische Stiftungszweck: «Wissenschaft und Technik in lebendiger Schau zu vereinen.»

Ein ganz anderes Konzept haben die Betreiber des «Mystery Parc» in Interlaken, wo in der die Anlage überragenden Turmkugel, wie in einem Heiligenschrein, die Bücher von Dänikens ausgestellt sind. «Die Menschen sollen das Stauen lernen» ist sein Motto. Das tun sie auch, wenn Space shuttles über dem antiken Indien herumsausen, Druiden in Stonehenge aus Megalithen eine Zeitmaschine bauen und Andenin-

dianer für die Ausserirdischen in den Wüstenboden Landebahnen ritzen. Auch da gibt es Themenpavillons, Spiele und Sonderausstellungen, zurzeit über Jules Verne und Perry Rhodan. Tourismus zum Preis der Volksverdummung? Leibniz, der auch die Monadenlehre erfand, wäre zufrieden gewesen. Er war ein durch und durch optimistischer Arzneienmischer, Hauptsache die Menschen gingen ihm auf den Leim. Es führen viele Wege zum Denken.

– Horst Bredekamp. Die Fenster der Monade, Gottfried Wilhelm Leibniz. Theater der Natur und Kunst. Berlin: Akademie Verlag; 2004.

Die Welle (Teil1)

Kurzgeschichte

A. J. Koemeda

Astrid war Schweizerin, aber nicht so auf Anhieb, vielmehr durch ihre Heirat; und natürlich blieb sie Schweizerin auch nach ihrer Scheidung. Sie hatte Pädagogik studiert, ist Lehrerin geworden, Geschichtslehrerin, wie ihr Ex-Mann, den sie vom Studium her kannte; nachdem sich ihre Wege getrennt hatten, unterrichtete sie wieder. Ilonka, die siebenjährige Tochter, lebte am Wochenende bei ihr, unter der Woche ging sie zu ihrer schweizerischen Grossmutter, einer gutmütigen, belesenen, aber ein wenig ängstlichen Witwe; von ihr hatte sie es zur Schule kaum fünf Minuten.

Astrid war nicht verbittert, nicht traurig, allerdings auch nicht besonders glücklich. Emigranten haben es selten schön, sagte sie sich, die meisten sind noch viel schlimmer daran als ich: Ich habe Deutsch, dank meiner bildungsbewussten Mutter, schon mit zwölf gelernt, hier also nie Sprachprobleme gehabt; und mit meinem Beruf bin ich im Prinzip auch zufrieden, nicht in allen Belangen, klar, aber in den meisten.

Sie war eine grosse, starke und sehr vitale Frau. In Budapest, ihrer Heimatstadt, hatte sie zweimal den Juniorenmeistertitel errungen, und es fehlten nicht viel – genau: 0,4 Sekunden – und sie wäre in die olympische Nationalmannschaft aufgenommen worden: Disziplin Rudern.

In die Schweiz kam sie, fünfzehn Jahre nachdem die grosse Flüchtlingswelle von Ungarn

nach Europa geschwappt war, 1971 also. Sie holte die Matura nach, dann auch alle wichtigen Staatsexamina. Problemlos, denn sie war clever, fleissig und hatte immer noch den Ehrgeiz einer ehemaligen Spitzensportlerin.

Nach der Scheidung, Astrid war gerade dreiunddreissig, trauerte sie ein gutes Jahr. Später, nach einer bitteren Enttäuschung und zwei wilden Sommeraffären – immer in Südfrankreich –, erlebte sie ein Tief und sehnte sich nach einer ernsteren Beziehung. Sie fand sie, war glücklich, ihr Körper dankte es ihr: Sie schlief wieder gut und das böartige und beunruhigende Ohrensausen verschwand; auch die Haut vertrug die Sonne besser und juckte nicht mehr.

Ja, es fiel Astrid leicht, Männer zu finden, aber sie verlor sie auch wieder. Warum? Und warum immer so schnell? Das wusste sie nicht. Sie ging zu einem Psychotherapeuten, sie blieb bei ihm ein knappes Jahr und wechselte dann zu einer Frau; da die Krankenkasse nach kaum sechs Monaten ihre Rechnungen nicht mehr übernehmen wollte – und ihre Psychologin eine Aufhebung des negativen Bescheides auch nicht erreichen konnte –, brach sie schweren Herzens die Behandlung ab.

War es richtig, hätte ich wirklich fliehen müssen ... alles aufgeben, alle verlassen, fragte sie sich; verfolgt oder benachteiligt war ich doch zu

Korrespondenz:
Dr. med. Ada Jens Koemeda
Holbeinstrasse 20
CH-8008 Zürich

Hause nicht, Kommunisten hin oder her. Meine Neugierde, meine Reise- und Abenteuerlust waren es, die mich nicht in Ruhe liessen; waren das aber ausreichende Gründe, um Eltern, Mirko, meine Kollegen und Sportsfreunde, meine Heimatstadt, alles ... ja, um alles zu verlassen?

Astrid stellte sich diese Fragen fast jeden Tag, mit ihren eigenen Antworten konnte sie aber nicht viel anfangen. Denn: Sie fielen unterschiedlich, ja fast unberechenbar aus, je nach Wetterlage, Überarbeitung in der Schule und Phase ihres Monatszyklus.

Ihre Tochter, Ilonka, ein sehr hübsches Mädchen, wurde immer selbständiger; sie konnte jetzt nicht nur eine Pizza im Ofen warm machen, sondern auch Leco und Szegedin-Gulasch schmackhaft und schnell zubereiten. Sie blieb neuerdings unter der Woche bei der Mutter, zu ihrer Grossmutter ging sie nur am Wochenende und auch das nicht regelmässig.

Die Tschechen waren unzufrieden mit ihrer Regierung und der sowjetischen Bevormundung, sie demonstrierten auf dem Wenzelsplatz und Letenská Plán, in Polen gab es oft kleine und grössere Aufstände, und auch in Ungarn revoltierten immer mehr Menschen, bis endlich Präsident Horn 1989 den Stacheldraht an der Grenze zu Österreich feierlich durchschnitt – natürlich, viele Radiojournalisten und TV-Teams waren dabei.

Astrid wollte den eigenen Augen kaum trauen, als sie auf dem Bildschirm die aufgeregten Gesichter ihrer ungarischen Landsleute sah, die nach Österreich drängten. Auch viele Ostdeutsche kamen durch die neue Stacheldrahtlücke, manche blieben in Wien, einige gingen nach Prag und verbanden sich dort mit jenen Landsleuten, die ohnehin schon in der goldenen Stadt als Touristen waren. Die Freiheit empfanden sie jetzt als das Wichtigste: Sie liessen sogar, früher kaum vorstellbar, ihre Trabis und Wolgas auf den Strassen stehen. Entschlossen kletterten sie, nicht selten vor den Augen der verdutzten tschechischen Polizisten, über den hohen Metallzaun der deutschen Vertretung in Prag-Malá-Strana und landeten, oft mit Kindern und rüstigen Grossmüttern, auf dem Botschaftsgelände. Gentscher kam, redete mit ihnen, er brachte gute Meldungen. Man jubelte.

Astrid liess an jenen Abenden keine Zwanzig-Uhr-Nachrichten aus; sie musste zum ersten Mal eine Brille aufsetzen (bislang brauchte sie sie nur nachts zum Autofahren): Sie hielt Ausschau nach ihrem Mirko, dem baumlangen ungarischen Ruderer, ihrem Ex-Freund. Vielleicht war er noch beim Training, vielleicht schlief er ge-

rade mit seiner Frau (ihre Phantasie flüsterte ihr das zu, sie hatte nie eine Nachricht von ihm bekommen, sie wusste nichts; vor langer Zeit hatte sie nur von gemeinsamen Freunden gehört, dass er ihren Verrat nie begreifen konnte). Nein, auch in den ungarisch-österreichischen TV-Berichten aus der unerwartet stacheldrahtfreien Grenzregion hatte sie ihren grossen Mirko nicht entdecken können.

Astrid, inzwischen fast vierzig, arbeitete nicht mehr an einer Staats-, sondern an einer Privatschule und war dort vorwiegend zufrieden; dazu fing sie an einer Uni mit einer Zusatzausbildung an: Klinische Psychologie. Einen Freund – abgesehen von kurzen Männerepisoden, die oft einen bitteren Nachgeschmack hinterliessen – hatte sie immer noch nicht und irgendwie gab sie auch die Hoffnung auf, eine erfüllende und glückliche Partnerschaft zu gründen; ungerne, vielleicht auch nicht hundertprozentig.

Und dennoch, die wilde Sommerzeit in Südfrankreich konnte sie fast immer geniessen. Sie verbesserte bei jedem Besuch am Mittelmeer ihre eher mässigen Sprachkenntnisse und fand sich damit ab, dass die nachsommerlichen Korrespondenzen – meist mit «unglücklich» verheirateten Männern – nach zwei, drei Monaten langsam, aber sicher versandeten und sich später auf höchstens dreizeilige Weihnachtswünsche beschränkten; sechs Monate telefonieren oder mailen war ihr absoluter Ferien-Lover-Rekord.

Ihre Mutter starb im Herbst 1986 an einem Schlaganfall. Da sich Astrid nicht ausbürgern liess, durfte sie – vor der unblutigen Wende 1989 – nicht nach Ungarn reisen (in Abwesenheit war sie wegen «Republikflucht» zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden). Dass sie beim Begräbnis ihrer Mutter nicht dabei sein konnte, belastete sie sehr. Einige Wochen wurde sie ungewöhnlich schweigsam, auch die hartnäckigen Schlafstörungen und Juckreize plagten sie in einem bis jetzt unbekanntem Ausmass; dazu kam noch etwas, womit sie früher nie Probleme hatte: der Haarausfall. Büschelweise konnte sie ihr schwarzes Haar herauskämmen, das keineswegs brüchig oder dünn aussah.

Nach Budapest fuhr sie erst im Frühling 1991, diesmal allerdings, bei der ersten Reise, ohne ihre Tochter; Ilonka ging für zwei Wochen zu ihrer schweizerischen Grossmutter, die für sie immer noch eine gute und zuverlässige Ersatzmutter war.

Ein Flug kam für Astrid nicht in Frage, nicht aus Angst vor einem eventuellen Absturz der Maschine, sondern weil sie überzeugt war, dass Flie-

ger mehr zur Luftverschmutzung und zur Zerstörung unseres Lebensraumes beitragen als alle Autos und Industriebetriebe zusammen; sie hasste die weissen Kreuze, Striche und Bögen auf dem blauen Himmel.

Sie reiste also mit dem Zug. Der Weg kam ihr sehr lang vor: St. Gallen, St. Margrethen, Feldkirch, Innsbruck, Salzburg, Wien ... und dann endlich – ihre Heimat. Nach wie vielen Jahren? Sie selber konnte es kaum glauben: Nach fast fünfundzwanzig!

Verwandte gab es noch in Budapest, nicht viele, aber immerhin, alte Freunde dagegen kaum; oder sie fand sie nicht mehr, weder im Telefonbuch noch im Internet. Mirkos Nummer hatte sie allerdings: Jedes Jahr, ein paar Wochen vor Weihnachten – wenn sie nicht sicher war, ob sie nicht doch kurz schreiben oder ihn anrufen sollte – sprach sie mit der internationalen Auskunft und liess sich über seine aktuelle Adresse und Telefonnummer informieren; er war also nicht ausgewandert, es gab einen Anschluss – merkwürdig, nur zweimal hatte sich seine Nummer in all den Jahren verändert.

Bei ihren Verwandten wollte sie nicht wohnen, sie wusste selber nicht warum. Sie stieg in einem kleinen Hotel in der Peripherie ab, Mittelklasse. Sie packte aus, duschte und wollte dann das tun, was sie sich seit Jahren in ihrer Phantasie immer wieder lebhaft ausgemalt hatte – nach ihrer Scheidung praktisch jeden Tag: Mirko anrufen.

Hallo, ich bin's! würde sie sagen.

Wer? Mit wem spreche ich?

Ich bin's, Astrid!

Astrid? Von wo telefonierst du, wo bist du?

Hier, in Budapest!

Sie wollte bei diesem Gespräch nicht stehen, sie wollte auch nicht an dem kleinen Toilettentischchen mit der dicken Glasplatte sitzen; sie legte sich aufs Bett und stopfte sich beide pastellblauen Kissen unter den Kopf. Keinen schicken Apparat nahm sie dann auf den Schoss, sondern ein gewöhnliches, altmodisches Gerät mit einer quietschenden und scheppernden Wählscheibe.

Sie stellte die Nummer ein, sie zitterte. Zweimal verwählte sie sich. Sie begann zum dritten Mal.

Endlich! Tut, tut ... tut, tut, tut.

Sie schluckte leer. In der einen Hand hielt sie das Telefon, die andere drückte sie auf ihr Brustbein. Sie wartete. Tutut ... tututut. Nichts. Sie legte auf und nach ein paar Sekunden wählte sie noch einmal.

Nein, niemand nahm ab. So ist das halt, dachte sie, niemand ist zu Hause, niemand wartet auf dich, niemand. Akzeptiere das!

Sie probierte es aber wieder, etwa zwei Stunden später; dann nicht mehr. Sie blieb noch drei Tage in ihrer Heimatstadt und machte ein paar Besuche. Zurück reiste sie mit dem Nachtzug. Von der Schweiz aus versuchte sie nicht, eine Verbindung herzustellen, sie stand zu ihrer vor fast zwanzig Jahren getroffenen Entscheidung: Aus dem Westen wird nicht telefoniert!

Im nächsten Sommer ging sie nur kurz nach Budapest, ein Jahr darauf auch, bloss für drei Tage. Sie stieg jedes Mal im gleichen Hotel ab, telefonierte vom gleichen Bett aus wie bei der ersten Reise und mit dem gleichen Apparat; immer noch die alte Wählscheibe, immer noch der zittrige Rufton aus der grauen Muschel.

Und immer noch keine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Erscheint demnächst
Ada Jens Koemeda
Vom Satteln der Nilpferde
Basel: EMH AG; 2005
ISBN 3-7965-2140-1
www.emh.ch